



Zur Einführung

Bei einer empirischen Untersuchung zur offenen Kinder- und Jugendarbeit in Baden-Württemberg zu Beginn dieses Jahrtausends gaben ein Drittel der Einrichtungen in den kreisangehörigen Kommunen und 60% der Häuser in Großstädten an, dass sie über eine oder gar mehrere Werkstätten verfügen. Das war ein beachtliches Ergebnis, weitaus weniger Einrichtungen verfügten damals zum Beispiel über einen Mädchenraum. Dass dies kein Schnee von gestern ist, zeigt eine aktuelle Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts. Sie legt die Latte ähnlich hoch: 43% aller Einrichtungen in der Bundesrepublik leisten sich eine Werkstatt, im Westen deutlich mehr als im Osten.

So gesehen kann man wohl zu Recht feststellen, dass nach wie vor ein nennenswerter Teil der Ressourcen, die offener Kinder- und Jugendarbeit zur Verfügung stehen, in Kreissägen, Bandsägen, Bohrmaschinen, Töpferscheiben und Brennöfen, Schraubenschlüssel und Winkelschleifer, Siebe und Rakeln investiert werden. Trotzdem wird häufig darüber geklagt, dass vor allem Jugendliche einen großen Bogen um dieses teure Equipment machen, allerhöchstens Kinder damit noch hinter dem Ofen vorgelockt werden können. Fast schon gehässig wird auch immer wieder behauptet, dass die Werkstätten in vielen Einrichtungen längst zur Rumpelkammer verkommen sind.

Diese ambivalente oder gar widersprüchliche, zumindest schwierige Situation schien uns angemessen interessant, um ein Heft zum Thema „Werkstatt“ zu machen. Wir haben dazu bei einer größeren Zahl von Einrichtungen nachgefragt, ob sie sich mit einem Beitrag beteiligen wollen. Die Reaktion darauf war nicht

überwältigend. Mag sein, dass sich in dieser verhaltenen Resonanz eben jene – hier behaupteten – Schwierigkeiten widerspiegeln. Irgendwie gehört die Werkstatt dazu, es läuft aber nicht allzu gut; auf jeden Fall scheinen die eigenen kreativen Aktivitäten nicht spektakulär genug, um sie öffentlich zu machen.

Dabei hatten wir auf der Suche nach Autorinnen und Autoren durchaus den Bedeutungswandel berücksichtigt, den der Begriff „Werkstatt“ in den letzten dreißig Jahren erfahren hat. Schließlich steht er längst nicht nur für das Hantieren mit der Laubsäge oder das Zusammennageln eines Vogelhauses (jahreszeitgemäß auch als Geschenk tauglich), sondern für alle Angebote, die einen experimentellen Charakter haben. Also für Angebote, in denen gemeinsam mit Kindern oder Jugendlichen auf ein Ergebnis hingearbeitet wird, das zunächst nur vage festgelegt ist. Zum Beispiel nach dem Motto: Machen wir Theater, aber dieses Mal auf der Bühne!

Unsere These ist, dass der Begriff «Werkstatt» in der offenen Kinder- und Jugendarbeit seit den späten 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts für ein spannendes und damit Entwicklungen anregendes Angebot stand und steht. Er ist geradezu ein Synonym für Angebote, die für Kinder und Jugendlichen einen besonderen Gebrauchswert haben. Und da sich das, was Kinder oder Jugendliche brauchen, in den seither vergangenen knapp sechzig Jahren verändert hat, haben sich auch die Werkstattangebote gewandelt.

Diese Veränderungen beziehen sich zum einen auf die Inhalte, auf den Charakter der «Werkstücke», die bearbeitet werden. Bei näherer, sorgfältiger Betrachtung zeigt sich aber – zweitens –, dass die Bearbeitung des

«Werkstücks» in einem sozialen Zusammenhang steht, wie sollte es auch anders sein. Das bedeutet, dass auch eher traditionelles Werken Interesse und Engagement wecken kann, wenn in einem besonderen, gleichsam modernen sozialen Arrangement gesägt und gebohrt wird. Und – drittens – was ein Gebrauchswert ist, stellt sich für einen einheimischen Jugendlichen aus einer eher begüterten Familie ganz anders dar als für einen jüngst aus dem Nahen Osten eingereisten Jugendlichen.

Diese These wollen wir in einem kurzen historischen Rückblick zumindest plausibel machen.

Von der Nachkriegszeit bis zu den 60er Jahren

In den bis zu 300 Jugendhäusern, die von der amerikanischen Armee zwischen 1946 und Mitte der 50er Jahre betrieben wurden, waren nicht nur ein offener Betrieb, sondern auch Werkräume Standard. Kinder wie Jugendliche, Mädchen wie Jungen nutzen sie nach Aussagen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen intensiv. Die Gründe liegen auf der Hand. Viele Amerikaner räumten die Lager der Army und schleppten jede Menge Werkzeug, Holz, Nähmaschinen und Stoffe in die Einrichtungen. Dort wurden sie von den Kindern und Jugendlichen zu dringend benötigten Gebrauchsgegenständen verarbeitet, Kleidung oder einfachen Möbelstücken. Und natürlich war es gängige Praxis, seinen Lieben zuhause ein Weihnachtsgeschenk zu basteln. Die «Seifenkisten» haben zwar auch eine deutsche Tradition, die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurückreicht, aber so richtig in Gang kam dieser Sport erst nach 1945, gepusht zunächst von den die amerikanischen Besatzern, später dann durch Opel, eine Tochter von General Motors.

Mit dem Bau von Jugendhäusern in deutscher Trägerschaft ab den 50er Jahren wurde

diese Tradition fortgesetzt und selbstverständlich darüber hinaus qualifiziert. Die Werkstätten wurden vielerorts zum Zentrum der offenen Jugendarbeit. «Rumgammeln gab es bei uns nicht», erklärte in einem Zeitzeugeninterview der langjährige Geschäftsführer eines Trägervers in einer süddeutschen Großstadt. Wer kam, hatte sich «sinnvoll» zu beschäftigen, vorzugsweise in einer der Werkstätten. Die Jugendlichen, die nur im Haus herumlungerten, anstatt sich in einer Werkstatt zu betätigen, wurden auch immer wieder zusammengetrieben, um im Saal der Einrichtung irgendwelche öden Filme der Kreisbildstelle über sich ergehen zu lassen – so der (damalige) Hausmeister einer Einrichtung in einer anderen Großstadt in Baden-Württemberg.

Hintergrund waren zum einen fast schon panische Ängste vor Jugendlichen, die irgendwelche eigenen Vorstellungen zu ihren Freizeitaktivitäten hatten. Das war jugendgefährdend, widersprach dem Bild von «Jugend als Trunkenheit ohne Wein» (das Motto einer Jugendwoche Mitte der 50er Jahre in einer dritten Großstadt). Zum anderen wurde in einigen Städten die offene Jugendarbeit dominiert von Mitarbeitern (Mitarbeiterinnen waren eher selten), die ihren Background in der deutschen Jugendbewegung bzw. der Kunsterzieherbewegung oder allgemein gesprochen der Reformpädagogik der Weimarer Zeit hatten. Offene Jugendarbeit galt ihnen als Gegenpol zur staatlichen Schule. Während dort Kinder und Jugendliche auf das Pauken von «technischen Wissen» reduziert würden, sollten ihnen die Jugendhäuser die Chance bieten, ihre Kreativität zu erhalten oder gar wieder zurückzuerobern.

Wie kaum anders zu erwarten, scheiterte die offene Jugendarbeit spätestens ab Ende der 50er Jahre mit diesem Konzept. Stühle, Tische und Klamotten wurden inzwischen wieder gekauft, und viele Jugendliche richteten ihre Kreativität auf ihre Haartolle und

suchten nach Möglichkeiten, sich darüber zwanglos auszutauschen. «Brisk» oder «fit» war die entscheidende Frage.

Zwangsläufig hat die offene Jugendarbeit darauf reagiert, schließlich war es den Geldgebern gegenüber irgendwann nicht mehr zu vertreten, dass viele Einrichtungen zunehmend in eher bescheidenem Umfang besucht wurden. Man öffnete sich dem Bedürfnis vieler Jugendlicher nach zwangsloser Geselligkeit und suchte gleichzeitig nach neuen Möglichkeiten, Jugendliche für Beschäftigungen zu interessieren, die den Pädagogen und (inzwischen auch einzelnen) Pädagoginnen als «kreativ» galten. So landete man mit den Fotolabors für einige Jahre durchaus einen Treffer. Eine ganze Reihe von Jugendhäusern leistete sich beispielsweise ihr Kabarett und in vielen, vor allem kleineren Einrichtungen wurden auch die Hobel wieder geschliffen, um angesichts knapper Budgets endlich zu einer anständigen Theke zu kommen.

Die 70er Jahre

In den 70er Jahren ging es dann zunächst wieder eher traditionell zur Sache. Hunderte von Jugendzentrumsinitiativen erstritten sich nach und nach von ihren Gemeinden Räume oder ganze Häuser, die renoviert und eingerichtet werden mussten. Wobei dies so wenig wie möglich kosten sollte, nicht aus Geiz, sondern weil kein Geld dafür da war. Das Motto hieß daher selber machen, nicht alles ließ sich auf dem Sperrmüll besorgen. Undenkbar ohne Werkstatt.

Aber auch für andere Aktivitäten waren Hammer, Sägen und Pinsel unverzichtbar. Das Transparent für die Demo: „Was wir wollen: Freizeit ohne Kontrollen«, oder die Dekoration von Häusern mit Parolen («Dieses Haus ist besetzt!») oder: «An die Polizei: Wir wollen keine Gewalt!» – als ob das was genutzt hätte) konnten die Jugendlichen ja nicht im Baumarkt kaufen.

Erinnert werden könnte auch an die zahlreichen Konzerte, die damals von dieser Szene veranstaltet wurden. Auch hier zwangen kleine Budgets viele Jugendlichen dazu, eins ums andere Mal die Raket über das Sieb zu ziehen, um am Ende die Region mit hundert Plakaten verschönern zu können. «Wir haben viel zu sagen – drucken wir's» war der Titel einer Broschüre der Jugendzentrumsbewegung.

Danach

Die Entwicklungen ab den 80er Jahren sind vermutlich bekannt. Unter dem Stichwort «Soziokultur» verstärkten auch viele Einrichtungen und Träger der offenen Kinder- und Jugendarbeit ihre kulturellen Angebote. Werkstätten unterschiedlichsten Zuschnitts waren wieder gefragt als Ort kreativer Selbsttätigkeit. In einigen größeren Städten entstanden spezielle Einrichtungen, Werkstatt Häuser, Jugendkulturzentren u. ä. Eine ganze Reihe von Jugendhäusern bzw. Jugendzentren waren/ sind beispielsweise gleichzeitig in den Dachorganisationen der offenen Jugendarbeit und in den Zusammenschlüssen der damals entstandenen soziokulturellen Zentren.

Auch die in diesen Jahren stark expandierende Mädchenarbeit muss in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Kreative Angebote spielten hier von Anfang an eine große Rolle. Außerdem wurde intensiv nicht nur darüber diskutiert, wie Mädchen auch für technisch-handwerkliche Berufe interessiert werden könnten, sondern es wurden auch entsprechende Angebote entwickelt. Mit Nähkursen erreichte man plötzlich auch Mädchen, die aus sehr traditionell ausgerichteten muslimischen Familien kamen bzw. kommen.

Hinlänglich bekannt sind wohl auch die Medienzentren oder Medienwerkstätten, die seit dem Ende des letzten Jahrhunderts entstanden sind. Begrenzte Angebote, integriert in das Programm eines Jugendhauses bis hin zu speziellen Einrichtungen. Dabei ging und

geht es nicht allein um Computer, sondern beispielsweise auch um das Schnuppern am Set. Heftige Diskussionen sind uns hier in Erinnerung geblieben: Was ist wichtiger, der Prozess oder das Ergebnis? Als ob es einen guten Prozess geben könnte ohne ein Ergebnis, das die Kids auch halbwegs zufriedenstellt.

Im Internet finden sich jedenfalls viele Berichte zu «Theaterwerkstätten», «Trickfilmwerkstätten», «Funkwerkstätten», «Computerwerkstätten» et.al. Verstärkt wird auch über intergenerative Angebote berichtet: Kids und Senioren gemeinsam am Computer, Kinder und Eltern zusammen an der Bandsäge. Und jüngst hat uns ein Bericht erreicht über junge Flüchtlinge, die sich im Jugendhaus ein paar Möbelstücke gezimmert haben. Davon, dass die «Werkstätten» in den Einrichtungen der offenen Jugendarbeit zur Rumpelkammer verkommen sind, kann also keine Rede sein.

Und nun?

Wir erinnern an unsere Eingangsthese. Aus unserer Sicht steht jedenfalls fest, dass wenn der Begriff «Werkstatt» angemessen gefasst, also nicht auf die Laubsäge reduziert wird, sondern für kreative Angebote steht, die anknüpfen an den Interessen von Kindern

und Jugendlichen, an deren Entwicklung sie mitwirken, die «Werkstatt» ein wichtiges, um nicht zu sagen zentrales und lohnenswertes Angebot war und ist.

Die Beiträge in diesem Heft stehen für die Variationsmöglichkeiten von «Werkstätten»: Es geht um Mädchen, um intergenerative Aktivitäten, um Theater, um das Abenteuer Lesen. Und all diese Angebote finden Zuspruch. Deutlich wird aber auch, dass solche Angebote Voraussetzungen haben: Sie gehen nicht nebenher, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter müssen sich Mühe geben, Zeit, Geld und eigene Kreativität investieren, im Zweifelsfall auch «fremde» Kompetenzen (Honorarkräfte) einkaufen.

Es müsste doch eigentlich nachdenklich stimmen, dass sich inzwischen neben den Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit eine – teilweise organisierte – «Werkstatt»-Szene entwickelt hat (vgl. z.B. www.offene-werkstaetten.org). Entgegen mancher Unkenrufe oder auch bloßer Abstinenz der offenen Arbeit scheint es also durchaus einen Bedarf zu geben.

*Burkhard Fehrlen,
Thea Koss*

